

Brett Velicovich | Christopher S. Stewart

DROHNEN KRIEGER

EIN ELITESOLDAT ENTHÜLLT

DIE GEHEIMNISSE



DER NEUEN ART

DER KRIEGSFÜHRUNG

© des Titels »Drohnenkrieger« (ISBN 978-3-7423-0705-7)
2019 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

riva

ANMERKUNG DES AUTORS

Ich möchte eins gleich klarstellen: Ich bin kein Held; ich verdiene kein Lob dafür, dass ich meine Arbeit erledigt habe; dennoch muss diese Geschichte erzählt werden. Ich hatte das große Glück, Teil eines Generationswechsels zu sein, der die Art und Weise, wie Kriege künftig geführt werden, für immer verändert hat. Jeder Soldat oder Soldatin hat seine bzw. ihre Rolle, und das war meine.

Mit Ausnahme von Amtsträgern und der Öffentlichkeit bekannten Personen und/oder Organisationen, wurden die Namen der Personen, die an den in diesem Buch erwähnten Operationen beteiligt waren, aus Sicherheitsgründen geändert. Die meisten meiner ehemaligen Kollegen sind immer noch in diesem Arbeitsfeld tätig und tragen den Kampf immer noch tagein, tagaus zum Feind.

Genauso haben die Terroristen, auf die in diesem Buch Bezug genommen wird, andere Namen erhalten – mit Ausnahme derjenigen, die allgemein bekannt sind. Ich habe die Methoden verändert, die wir benutzten, um mit Drohnen nach Terroristen zu suchen, damit aktuelle Taktiken, Techniken oder Einsatzverfahren geheim bleiben.

Dieses Manuskript wurde dem Verteidigungsministerium zur Sicherheitsprüfung vorgelegt und für die Veröffentlichung freigegeben. Es wurde von Regierungsorganisationen, von denen die meisten Leute gar nicht wissen, dass es sie gibt, eingehend geprüft. Diese umfassende Durchsicht dauerte länger, als ich für das Schreiben des Buches gebraucht habe. Bestimmte Einzelheiten meiner Arbeit und geheimer Missionen, an denen ich teilgenommen habe, wurden auf Anfrage der US-Regierung wieder

aus dem Text entfernt. Die in diesem Buch geäußerten Ansichten sind die des Autors und spiegeln nicht notwendigerweise die offiziellen Sichtweisen, Richtlinien, Meinungen oder Positionen der US-Regierung inklusive des US-Verteidigungsministeriums wieder.

Obwohl dieses Buch durch die Regierung geprüft und zur Veröffentlichung freigegeben wurde, ist das meine Geschichte. Die Ereignisse, die ich schildere, sind wahr und nach bestem Wissen und Gewissen aus meiner Erinnerung wiedergegeben. Ich habe die Dialoge aus meinem Gedächtnis rekonstruiert, das heißt also, dass sie nicht Wort für Wort stimmen müssen. Aber sie geben den Kern dessen, was gesagt wurde, akkurat wieder.

Ich wurde mehrfach gefragt, warum ich dieses Buch schreibe. Ich schreibe es, weil ich mit meinen Erfahrungen und meinem Wissen anderen Menschen helfen und eine dringend benötigte Perspektive auf einen zentralen Bestandteil des Alltags, der Berufswelt und des Krieges im 21. Jahrhundert bieten möchte: Ich schreibe dieses Buch, damit die Menschen verstehen, was es mit den Drohnen eigentlich auf sich hat, und um zu zeigen, wie sie Leben retten und der Menschheit zu mehr Selbstbestimmung verhelfen, obwohl viele davon überzeugt sind, dass genau das Gegenteil der Fall ist.

Als ich zur Army ging, gab es nur sehr wenige Drohnen. Es war schon Luxus, *eine* einzige Drohne zur Verfügung zu haben. Als nach der Invasion des Irak Jagd auf Saddam Hussein gemacht wurde, schlugen sich die Leute bei den Suchaktionen um eine einzelne Predator.

Als ich die Army fast ein Jahrzehnt später verließ, verfügte allein mein Team über drei Predator-Drohnen, die wir auf verschiedene Ziele ansetzten und im Luftraum übereinander fliegen ließen, um unsere Beute aus verschiedenen Blickwinkeln zu beobachten.

Deswegen nannte ich sie immer unsere »Augen, die niemals blinzeln«; unsere Drohnen sahen alles und schliefen nie.

Wenn man sich ansieht, wie Kriege vor meiner Generation geführt wurden, hatte die Luftunterstützung praktisch immer die Aufgabe, Deckung

zu bieten und Bomben abzusetzen. Infanterieeinheiten gingen üblicherweise blind auf lange Missionen und hofften einfach, dass die Luftunterstützung den Widerstand für sie gebrochen hatte. Oder sie bewegten sich in urbanem Gelände, ohne genau zu wissen, was um die Straßenecke, hinter der Tür oder hinter dem Fenster auf sie lauerte.

Jetzt finden, vor allem bei den Spezialeinheiten, keine Missionen mehr statt, ohne dass Drohnen in der Luft sind. Das zeigt, wie wertvoll sie sind. Man kann sicher davon ausgehen, dass bei jeder Mission, die im Ausland stattfindet – ein SEAL-Team im Einsatz im Jemen, eine Geiselbefreiung in Syrien, ein Terrorist, der aus einer somalischen Wohnanlage herausgeholt wird – Drohnen im Einsatz sind. Vor, während und nach der Mission.

Es ist erstaunlich, wie schnell sich dieser Wandel vollzogen hat: Schon jetzt wundern sich viele Militäranghörige – vor allem jene, die nach dem Angriff auf das World Trade Center ihren Dienst aufnahmen –, wie wir jemals ohne Drohnen funktionieren konnten. Ihre Bedeutung kann nicht genug hervorgehoben werden.

Ich denke oft an all die Missionen der Männer, die vor mir tätig waren, und wie viele Leben man hätte retten können, wenn sie eine mit Raketen bestückte Predator oder Reaper gehabt hätten, die über sie wacht. Ich denke an die Ziele, die wir hätten ausschalten können, an die Menschen, die wir vielleicht hätten aufhalten können, bevor sie die Welt in Schutt und Asche legten.

Allerdings geht es in der Kriegsführung mit Drohnen nicht immer darum, Schurken unschädlich zu machen. Wenn man es genau nimmt, geht es meistens überhaupt nicht darum. Es geht vielmehr darum, die Dinge zu finden, die einige der gefährlichsten Menschen der Welt vor uns verbergen wollen. Es geht darum, Verbindungen zwischen Einzelpersonen, Familien, Geld, Kriegsmaterial und Grundstücken zu erkennen.

In den gefährlichsten Kriegsgebieten im Kampf gegen den Terror lebten mein Team und ich in einer Box, vollkommen abgeschottet. Niemand außerhalb unserer Black-Ops-Gemeinde wusste wirklich, was wir taten –

und selbst wenn: Ich bezweifle, dass viele es geglaubt hätten. Wir waren Hightech-Detektive, wie sie die Welt zuvor nicht gesehen hatte, und unsere Arbeit stellte eine tief greifende Entwicklung in der Kriegsführung dar.

Unsere Drohnen gaben uns die Möglichkeit, Leben zu retten. Sie reduzierten den Kollateralschaden. Sie gaben unseren Soldaten Informationen und gewährten uns Einblicke in ihre Zukunft; so konnten wir zuverlässige Prognosen über voraussichtlich eintretende Ereignisse abgeben, statt sie einfach geschehen zu lassen.

Das ist das Schönste an den Drohnen: Die Fähigkeit, proaktiv statt reaktiv zu sein, den Kampf zum Feind zu tragen, bevor er ihn zu uns trägt. Mit Drohnen wurden wir schneller als die Terroristen, dachten stets einige Schritte voraus. Unsere Ziel- und Angriffsteams sorgten dafür, dass diejenigen, die wir jagten, nicht eine Minute Pause hatten.

Konventionelle Streitkräfte haben ihre Grenzen. Der Feind muss diese Grenze einfach überschreiten und ist dann verschwunden. Aber mein Team hatte keine Grenzen. Wir bewegten uns so, wie sich der Feind bewegte; wir waren so mobil wie er. Wir wurden zu seinem Schatten, der ihn stets verfolgte.

Die Kriegsführung mit Drohnen wird sich weiterentwickeln, weil Gruppen wie ISIS gerade anfangen, Zugang zu kommerzieller Drohnentechnologie zu erlangen, um eigene Drohnenschläge mit Granaten und Bomben zu starten. Und wir werden Technologien nutzen und entwickeln müssen, um sie zu bekämpfen.

Unsere neue Führungsriege in Washington sind dieselben Männer, die dazu beitrugen, die Drohnenrevolution zu erschaffen. General Michael Flynn war dabei eine wichtige Triebfeder, obwohl er nicht mehr im National Security Council tätig war. Ebenso wie General James Mattis.

Ich habe keinen Zweifel daran, dass die aktuelle Regierung Drohnen im Ausland noch häufiger einsetzen wird, schließlich war sie es, die als Erste die Vorteile erkannte, die Drohnen den Frontsoldaten bringen.

Organisationen wie das Joint Special Operations Command sind die einzigen Gruppen, die den Kampf täglich zum Feind tragen, und sie brauchen mehr Drohnen.

Als Präsident Trump für das Präsidentenamt kandidierte, war eines seiner Hauptargumente, dass wir gegen Gruppen wie ISIS und al-Qaida proaktiver vorgehen müssen. Dass wir, um sie zu zerstören, in der Offensive sein und die Hilfsmittel nutzen müssen, die Amerika zur Verfügung stehen. Eben das entspricht genau dem, wofür unbemannte Luftfahrzeuge (UAVs = *Unmanned Aerial Vehicle*) geschaffen worden sind, nämlich Dominanz zur Schau zu stellen und den Feind zu treffen – ganz egal, wo er sich versteckt.

An dieser Stelle sei auch erwähnt, dass Führungspersönlichkeiten wie Mattis mit eigenen Augen sahen, was geschah, als wir den Druck auf jene verringerten, die wir jagten: so entstand ISIS.

Mittlerweile versteht die Trump-Regierung, wie wichtig Drohnen-Technologie ist. Präsident Trump persönlich war vermutlich erstaunt über die Möglichkeiten, denn das meiste von dem, was wir tun können (und auch schon getan haben), läuft streng geheim und komplett im Verborgenen ab.

Die meisten Kongressabgeordneten und Nachrichtendienst-Ausschüsse haben immer noch keine Ahnung davon, wie mein Team und ich arbeiten. Gelegentlich wurden Mitglieder meines Teams darum gebeten, Regierungsbeamte zu besuchen und sie über erfolgreiche Anti-Terror-Operationen zu unterrichten, aber die Herrschaften auf der anderen Seite des Tisches verstanden nie, wie unsere maschinelle Zielerfassung im Alltag wirklich funktionierte – oder ihnen wurde der Zugang dazu verwehrt.

Darum geht es in diesem Buch. Um eine völlig neue Form der Kriegsführung, die im Laufe des letzten Jahrzehnts entstanden ist, um meine Rolle darin und um die engagierten und hoch motivierten Personen, die ihr Leben riskierten, um sie Wirklichkeit werden zu lassen.

© Das Tiefs »Drohnenkrieger« (ISBN 978-3-7423-0705-7)
2019 by riva Verlag, München Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

TEIL I

© des Titels »Drohnenkrieger« (ISBN 978-3-7423-0705-7)
2019 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

1

SOLLEN WIR IHN TÖTEN?

Ich hatte zu viele Rip-It-Energydrinks intus, mein Herz pochte, meine Augen waren auf die grellen Bildschirme geheftet. Wir waren dabei, einen weißen Mazda-Bongo-Kleintransporter, der von der syrischen Grenze durch die offene Wüste fuhr, kilometerweit auf seinem staubigen Weg nach Süden zu verfolgen.

»Flughöhe vergrößern und auf Thermalsensoren schalten«, rief ich dem Team zu. »Wenn der Typ uns in der Luft sieht, war's das.«

Es war gegen Mittag, im September 2009, und ich war in der Box, einem geheimen fensterlosen Bunker am Rande einer verdeckten Militärbasis südlich von Mossul, Irak, unweit der syrischen Grenze. Ich starrte auf acht Flachbildfernseher, die in zwei Reihen an die Wand montiert waren – der schäbigste Elektrodiskounter aller Zeiten.

Einige Bildschirme zeigten Echtzeit-Aufnahmen der Drohnenkamera: aktuelle Flughöhe, Geschwindigkeit, Laserzielerfassungssystem für die Marschflugkörper und eine genaue Landkarte der darunter befindlichen Geografie. Auf anderen Bildschirmen flimmerten Bilder unserer Ziele, ihrer Familien und der komplexen Terrornetzwerke, die die ganze Welt umfassten. Viel davon wurde von den Experten der CIA bereitgestellt, der Defense Intelligence Agency (DIA), der National Security Agency (NSA) und dem FBI, die mit mir zusammenarbeiteten.

Ich gehörte der Delta Force an, und mein Fachgebiet waren Missionen,

mit denen hochrangige Ziele gefasst oder getötet wurden. Meine Waffen waren hauptsächlich Predator MQ-1-Drohnen, die mit zwei lasergelenkten AGM-114P Hellfire-Marschflugkörpern bestückt waren. Es war meine Aufgabe, die gefährlichsten Terroristen der Welt zu jagen. Wen auch immer ich verfolgte, er bekam mich nie zu Gesicht.

Der Raum war wegen der Computer-Server brütend heiß und von den blinkenden Bildschirmen erleuchtet. Das tiefe Surren der Hardware war eine ständige Geräuschkulisse und verfolgte uns ständig. Wenn man draußen an der Box vorbeilief, hatte man nicht die leiseste Ahnung, dass sich hinter der Tür einer der höchstentwickelten Gefechtsstände der Welt befand, der von den klügsten Köpfen im Kriegsgeschäft geführt wurde. Ein Teil der Technologie, die wir hatten, würde der Öffentlichkeit noch jahrelang verborgen bleiben.

Mein Team bestand aus sechs Personen, eine Mischung aus hochspezialisierten Mitgliedern des Militärnachrichtendienstes, und wurde gerufen, wenn ein Terrorist lokalisiert werden musste. Ich habe keinen Zweifel, dass wir jeden Menschen auf der Welt finden konnten, ganz gleich wie gut er sich versteckt hielt. Ich war stolz darauf, dass ich selbst die hochrangigsten Anführer von Terrorzellen aufspüren konnte. Leute, die von anderen für Phantome gehalten wurden.

Unser Ziel hieß Abu Bashir. Wir hatten schon seit Wochen nach ihm gesucht – bis wir einen Hinweis am Boden erhielten, dass er sich in unsere Richtung aufmachte, südlich der syrisch-irakischen Grenze. Bashir war ein Sprengstoffexperte der Gruppe al-Qaida im Irak (AQI).

Er blieb meist unentdeckt und transportierte Material und Bauteile für große Bomben in den Irak, ebenso aus dem Ausland stammende Kämpfer und Selbstmordattentäter, die gegen die USA Krieg führten. Seine Reise würde einen schlimmen Ausgang nehmen und zu einem weiteren Angriff auf unschuldige Zivilisten oder US-Soldaten führen, die in einem nahegelegenen Stützpunkt untergebracht waren.

Eine Flotte von Hubschraubern stand in der Nähe bereit für den Fall, dass ein Ziel schnell abgefangen werden musste. Wir saßen in einem

voll gestellten Raum mit Betonböden und arbeiteten an provisorischen Schreibtischen, die aus Sperrholz gezimmert waren. Jake, ein taktischer Controller der Air Force, saß neben mir: Er war mein Schatten. Wir hatten unsere Laptops aufgeklappt und benutzten ein spezielles Chatprogramm, mit dem wir etwa zwanzig vertrauliche Gespräche mit allen Nachrichtendiensten gleichzeitig führen konnten, darunter CIA und NSA, unsere Bodentruppen, hohe Beamte der US-Regierung und die technische Seite der Operationen im Irak und weltweit.

Als ich die Anweisungen erteilte – Zoom, Längengrade, Breitengrade, Flughöhe, Richtungsangaben der Fahrzeugverfolgung – gab Jake alles an einen Kamerasensor-Operator und einen Predator-Piloten weiter, zwei Air-Force-Leute, die nebeneinander in einem Containergebäude in Nevada saßen und die Drohnen auf meine Befehle hin steuerten.

Der Mazda Bongo, der etwas breiter als ein Pick-up-Truck war, fuhr jetzt in südwestlicher Richtung von der syrischen Grenze – und zwar schnell. Sie transportieren mit Sicherheit etwas. Wir hatten den Wagen etwa eine Stunde zuvor an einem verlassenem Ort in der Wüste entdeckt, den ich auf der Grundlage der Analyse seiner früheren Bewegungen identifizieren konnte.

»Jake, warum scheint jeder Terrorist im Irak, den wir verfolgen, einen weißen Bongo zu fahren?«

»Muss es wohl im Angebot gegeben haben.«

Auf den Monitoren war der Mazda Bongo von einer Staubwolke umgeben und somit von oben gut sichtbar. Wir hielten den Vogel in einem Abstand von zwei Seemeilen vom Zielobjekt und verfolgten es in einer Höhe von etwa dreieinhalb Kilometern, damit man uns nicht sehen konnte. Wenn der Fahrer den Motor der Drohne hörte oder sie irgendwie zu Gesicht bekam, würde er seine Mission voraussichtlich abbrechen und untertauchen – sein Telefon entsorgen, sein E-Mail-Konto löschen, alles wäre dann weg. Monate der Informationsbeschaffung wären damit zunichte. Die Straße war eigentlich gar keine richtige Straße, es handelte sich nur um einige im Zickzack verlaufende Pfade, die über Hunderte von Meilen

in den steinharten Sand festgetreten worden waren. Ein Niemandsland mit vereinzelt Dörfern, in denen maximal zehn bis zwanzig Menschen lebten.

Die Kerle, die über die syrische Grenze kamen, folgten normalerweise einer festen Schmugglerroute und transportierten Sprengstoff oder Selbstmordattentäter von Dorf zu Dorf, bis sie zu ihrem endgültigen Ziel kamen. Manchmal war der erste Halt die nächstgelegene größere Stadt, wo das Fahrzeug leicht benutzt werden konnte, um den nächsten Konvoi mit US-Militärfahrzeugen in die Luft zu jagen.

Ich war mittlerweile seit zwanzig Stunden wach. Das war der Zeitpunkt, an dem es mir schwerfiel, die Augen offen zu halten. Die leeren Rip-It-Dosen türmten sich neben meinem Ellbogen.

Was macht er gerade? Was macht er gerade?

Es dauerte weitere zwanzig Minuten, bis das Fahrzeug vor einem Dorf anhielt.

»Zoom heran«, sagte ich. »Ich muss sehen, wer im Wagen ist.«

Töten oder gefangen nehmen war immer die große Frage, aber wir brauchten eine visuelle Bestätigung, dass es wirklich Abu Bashir war, bevor wir die Entscheidung trafen, die normalerweise immer erst im allerletzten Moment fiel. *Diese Entscheidungen über Leben und Tod verändern das Leben vieler Menschen von einem Augenblick zum nächsten, selbst mein eigenes.*

Zwei Personen stiegen aus.

»Die sehen aus wie zwei männliche Erwachsene im wehrfähigen Alter, die weiße Dishdashas tragen«, sagte Jake.

»Bestätige mir: keine Frauen oder Kinder«, sagte ich.

Jake ging zurück und sah sich die Aufnahme der Drohne wie die Wiederholung eines Spielzugs auf dem Sportkanal an, die ein Vollbild des Wagens von beiden Seiten zeigte.

»Bestätigt.«

»Doppelter Zoom. Worauf warten sie?«

»Vielleicht ist Gebetszeit.«

»Nein, erst in einer Stunde wieder.«

Plötzlich fing der Passagier an, aus dem Sichtfeld unserer Kamera in die offene Wüste zu gehen, während der Fahrer ans Heck des Kleintransporters ging.

»Bleib beim Fahrer«, wies ich an.

»Verstanden.«

Der Fahrer fing an, auf der Ladefläche herumzuhantieren, und jetzt konnte ich sehen, dass dort Fässer waren, aus denen Schläuche ragten, die so dick waren wie Wasserschläuche.

»Siehst du irgendwo den Beifahrer?«, fragte ich. »Zoom mal heraus.«

Ich bat das Team darum, die Kamera von elektro-optischer Tagesanzeige, die alles in braun und grau zeigt, auf Infrarotsicht zu schalten. Jetzt waren beide Männer auf den Monitoren zu sehen. Ihre Körper zeichneten sich plötzlich tiefschwarz vor der weißen herbstlichen Wüste ab. Als der Passagier eine Zigarette anzündete, flackerte ein grelles Licht auf, wie ein lichterloh brennendes Haus.

Warum wollte er nicht neben dem Wagen rauchen?

Nach wenigen Minuten kam ein anderer weißer Bongo vorbei, es stiegen drei Männer aus. Ich sah, dass sie sich begrüßten. Alle küssten die Hände des Fahrers des ersten Wagens und umarmten ihn: Bashir.

Die Männer waren sehr vorsichtig, als sie einige große Fässer anhoben und zum ersten Wagen trugen. So wie die, die dort schon auf der Ladefläche waren.

Ein normaler Analyst würde das vielleicht ignorieren, weil wir aus der Luft nicht hundertprozentig sicher sein konnten, um was es sich bei diesen bauchigen Fässern handelte. Vielleicht bekam der erste Laster nur Benzin oder er transportierte Wasserfässer für das Dorf. In den Jahren, die ich in den schäbigsten Orten im Nahen Osten damit verbrachte, Schurken zu jagen und zu beobachten, habe ich festgestellt, dass Menschen seltsame Dinge tun. Diese Typen konnten auch bloß Einheimische sein, die überhaupt nichts mit dem al-Qaida-Netzwerk zu tun hatten.

Was unser Team von anderen absetzte, war das Wissen, dass in dieser Branche nichts dem Zufall überlassen wurde. Das war Sprengstoff, und so, wie wir Bashir kannten, würden diese Männer den Wagen so manipulieren, dass er wie ein Feuerwerk am Unabhängigkeitstag in die Luft ging.

Mit nur 25 Jahren hatte ich die Macht zu entscheiden, ob jemand am Leben blieb oder nicht. Das war keine leichte Entscheidung, obwohl ich bereits Hunderte von Missionen erfolgreich abgeschlossen und die besten nachrichtendienstlichen Informationen zur Verfügung hatte.

Ich gehörte damals zu einer Handvoll Personen im US-Militär, die die Verantwortung hatten, Zielpersonen für unsere Drohnenangriffe zu bestimmen und ihren Tod anzuordnen. Ich erstellte eine Todesliste – Leute vom irakischen al-Qaida-Netzwerk oder von ISIS, die wir unter allen Umständen fassen oder ausschalten sollten – und blieb ihnen Tag und Nacht auf den Fersen. Wir mussten uns schneller bewegen als der Feind, wir übten ständigen Druck auf ihn aus und schlugen immer wieder zu, damit er nie zur Ruhe kam.

Wenige wussten, dass es unsere Elite-Task-Force überhaupt gab. Delta gehörte zur Army, arbeitete aber mit anderen Spezialeinheiten wie DEVGRU zusammen, einem hoch spezialisierten SEAL-Team. Für den Rest der Welt und selbst für die meisten Angehörigen unserer eigenen Regierung existierten wir offiziell nicht, und so gefiel es uns auch.

Wir schalteten die schlimmsten Verbrecher aus. Aber wir hatten im Irak eine größere Mission: Wir sollten al-Qaida im Irak und seine Vorgängerorganisation, den irakischen Islamischen Staat angreifen und zerstören. Wir wurden eines der tödlichsten Drohnenzielteams der amerikanischen Streitkräfte. Meine Hauptaufgabe war es, kritische Schnittstellen innerhalb des Terrornetzwerks auszuschalten – wichtige Mitglieder, die in der Befehlskette eine zentrale koordinative Rolle spielten und die Organisation am Laufen hielten. Die Ausschaltung eines Mitglieds führte uns zum nächsten, wie eine große Schnitzeljagd, während wir die Punkte miteinander verbanden und uns an die Spitze hocharbeiteten.

Damals wandelte sich AQI gerade zum Islamischen Staat von Irak – auch ISI genannt. Später, nachdem die Gruppe ihre Operationen nach Syrien verlagert hatte, weil der Druck durch die US-Streitkräfte zu groß geworden war, wurde daraus der Islamische Staat (ISIS), den wir heute kennen. Wir benutzten zu dieser Zeit die Namen AQI und ISI synonym. Noch war die Gruppe in der Öffentlichkeit kaum bekannt, aber wir hatten sie jahrelang genau beobachtet. Sie war die größte Bedrohung für die irakische Regierung und die Stabilität in der Region – und für die USA, wie wir bald herausfinden sollten.

»Sag jetzt Max Bescheid«, sagte ich.

Max leitete das Angriffsteam unserer Task Force – er war der am Boden agierende, unsichtbare Soldat, der Teil unserer Sondereinsatzgruppe, der die Sache zu Ende brachte. Wenn es schlecht lief oder wir unser Ziel fassen wollten, stiegen Max und seine Soldaten in die Hubschrauber, die draußen vor der Tür warteten.

Keine Minute später kam er in den Raum, bereits in voller Montur. Er hatte wie üblich Kautabak unter die Lippe geschoben. Er war groß und durchtrainiert und sah genau so aus, wie man sich einen legendären Kommandosoldaten vorstellte.

»Wir müssen diese Kerle da ausschalten«, erzählte ich ihm und deutete auf den Kleintransporter auf dem großen Monitor.

Auf den Monitoren fuhr Abu Bashirs Wagen mit dem Sprengstoff nach Südosten in die Wüste, während das andere Fahrzeug in die entgegengesetzte Richtung losgefahren war.

Die Zeit war nicht auf unserer Seite. Bashir bewegte sich in hohem Tempo auf die Großstadt Tikrit zu. Dort befand sich das Camp Speicher, mit Tausenden von amerikanischen Soldaten und noch mehr irakischen Zivilisten.

»Max, ich vermute, dass er entweder eine große Menge Sprengstoff für einen geplanten Angriff transportiert, oder er benutzt den Wagen selbst als Bombe.«

Wir hatten jetzt noch etwa zwanzig Minuten Zeit, bevor Bashir mit dem

Sprengstoff in Tikrit eintreffen würde. Sollte er dann auf die Idee kommen, die Bombe hochgehen zu lassen, wäre es für uns zu spät, um noch einzugreifen.

»Gut«, sagte er. »Wir fahren los.«

Er gab seinem Team die Nachricht, sich bereit zu machen.

Unsere Hubschrauberflotte erwachte gerade zum Leben, die Rotorblätter ratterten in der heißen Luft. Gemäß dem standardisierten Vorgehen für unsere Gruppe gab es zwei MH-60 – wir nannten sie Little Birds – sowie einige mit MGs und Raketen bewaffnete Black Hawks. Das waren nicht irgendwelche herkömmlichen militärischen Fluggeräte. Sie waren ausschließlich auf unsere Kill-Capture-Missionen ausgelegt.

In solchen Missionen geht es immer um Handlungsoptionen – wir mussten die Entscheidung treffen, ob wir Bashir mit einer Rakete angreifen oder versuchen sollten, ihn am Boden zu fassen.

Als die Drohne scharf gemacht wurde, verwandelten sich unsere Bildschirme in ein großes rotes Fadenkreuz. Hellfire-Raketen haben eine extrem durchschlagende Wirkung und sind sehr präzise. Wir konnten ein Auto im fließenden Verkehr treffen, ohne den Lack der anderen Autos zu beschädigen.

Ich hielt Max über den aktuellen Status des Zielobjekts auf dem Laufenden und gab ihm ein Informationspaket mit gedruckten Fotos der Zielperson sowie Verhörkarten mit Fragen, die jedem gestellt werden sollten, der festgenommen wurde.

Minuten später flogen Max und sein Team, in Tarnuniformen und mit Heckler & Koch 416 Sturmgewehren und individuellen Sekundärwaffen bewaffnet, in den Hubschraubern davon.

Als alles seinen Gang ging, begann ich, mir Sorgen zu machen, dass Bashir vielleicht davonkommen könnte. Auch über das Angriffsteam machte ich mir Sorgen: Was wäre, wenn sie ihm den Weg abschnitten und sich der Attentäter in die Luft sprengte? Was, wenn ich falsch lag?

Es gab jetzt kein Zurück mehr. Ich spielte die verschiedenen Szenarien in meinem Kopf durch. War mir etwas entgangen?

Bashir war mit seinen Bomben für den Tod Hunderter Zivilisten verantwortlich. Er hatte ausländische Kämpfer in den Irak gebracht, die sich auf Marktplätzen in die Luft jagten und Kinder, Familien und US-Soldaten ermordeten. Ich behielt das stets im Hinterkopf. Ich wusste, was ihm gleich widerfahren würde – nur wie es ablaufen würde, das wusste ich nicht genau.

Mussten wir ihn töten?

Das war immer die Frage, die in den letzten Sekunden aufkam.

Manchmal gab es keine Wahl.

Ich schickte die Abu-Bashir-Akte an meinen Vorgesetzten, der sich weit weg von der Killzone in einer gemeinsamen Kommandozentrale der verschiedenen Nachrichtendienste aufhielt, um ihn nach seiner Einschätzung der Situation zu fragen.

Seine Meinung kam nach wenigen Sekunden. Er wollte mit den Hellfire-Raketen warten und beobachten, was sich auf dem Boden abspielte. Wir konnten diesen Kerl lebendig gut gebrauchen – sofern er überhaupt am Leben bleiben wollte.

»Ihr Angriffsteam ist auf dem Weg zum Ziel und hat die Möglichkeit, ihn festzunehmen«, sagte er im Chat.

»Korrekt«, erwiderte ich.

Die Drohne sollte die Situation weiter beobachten und Deckung bieten, falls etwas schiefging.

Kommt schon, Jungs, beeilt euch.

In meinem Headset hörte ich die Ansage des Angriffsteams: »Fünf Minuten bis zum Eintreffen am Zielort.«

Meine Augen klebten förmlich an den Bildschirmen und suchten sie nach allem ab, was deplatziert wirkte, die Drohnenkamera mit ihrem Tages-TV-Objektiv war angeschaltet und verfolgte, wie der Mazda durch die Wüste fuhr, bis schließlich die Hubschrauber auf der Bildfläche erschienen.

Ich fragte mich, wie es wohl war, wenn man gerade die Straße entlangfuhr und sich mit seinem Beifahrer über die Pläne fürs Wochenen-

de unterhielt, und dann, in der nächsten Sekunde – war man einfach weg.

Die Kamera unseres Vogels zeigte, dass der Wagen noch etwa eine Minute vom Stadtrand entfernt war. Und ich konnte nicht sagen, ob unser Team es rechtzeitig schaffen würde.

»Dreißig Sekunden, bis das Fahrzeug die Stadtmitte erreicht.«

Dann flogen die Kugeln.

Die Kugeln schlugen vor dem Pritschenwagen auf der staubigen Erde ein, so nah und mit einer solchen Wucht, dass der Sand auf die Motorhaube prasselte.

Eine Sekunde später flogen zwei Hubschrauber mit dem Angriffsteam von der Seite auf den Wagen zu, sodass dieser abrupt bremste und hielt. Die Black Hawks kamen einige Sekunden später, und dann brach das Chaos aus. Wir stellten den Kurs der Drohne so ein, dass sie das Geschehen umkreiste.

»Im Bild«, gab ein Fernmelder per Funk durch und unterrichtete jeden, dass jetzt US-Soldaten im Sichtfeld der Drohnenkamera waren.

Das Angriffsteam seilte sich von den schwebenden Hubschraubern ab, mit Schutzbrillen bewehrt und ihre Waffen aufs Ziel gerichtet. Weil der Transporter jederzeit hochgehen konnte, bewegten sich die Männer langsam und vorsichtig.

Als die beiden Männer schließlich aus dem Wagen stiegen, wurde er vom Angriffsteam umzingelt, das bereit war zu töten, falls einer von ihnen eine falsche Bewegung machte. Die Männer standen unter Schock, von einer Wolke aus Sand und Staub umgeben, die die Hubschrauber aufwirbelten.

Mein Herz pochte bis zum Hals. Es tat richtig weh.

Bruchteile einer Sekunde sind in solchen Situationen nicht so wie die Sekundenbruchteile, die andere Leute erleben. Es war wie bei einem Autounfall, wenn sich die Zeit unmittelbar vor dem Aufprall zu verlangsamen scheint.

Ich hatte alles getan, was in meiner Macht stand, um sicherzugehen, dass einer der Männer im Wagen Abu Bashir war, meine Zielperson. Es gab zwar immer ein Bauchgefühl, aber die Realität war nie eindeutig: In meiner Welt kann man niemals hundertprozentig sicher sein.

Gegen Ende jeder Mission schlichen sich immer Zweifel ein. Was, wenn er es gar nicht war? Was, wenn sich auf der Ladefläche gar kein Sprengstoff befand? Was, wenn wir einen Unschuldigen töten? Was, wenn auch Soldaten getötet werden?

Schließlich traten die beiden Männer von dem Wagen weg und legten sich auf die Erde. Ich konnte sehen, wie sie ihre Hände hinter dem Kopf verschränkten. Und einige Sekunden später hörte ich die Stimme des Teamführers über Funk.

»Romeo, Zero One«, sagte Max. »Jackpot bestätigt.«

2

WO WARST DU, ALS DIE WELT AUFHÖRTE, SICH ZU DREHEN?

Am 11. September 2001 döste ich bei abgedunkelten Fenstern in meinem College-Apartment vor mich hin. In meiner Bude roch es nach einer Mischung aus alter Milch und ungewaschenen Socken. Und der Plastikventilator gab ein nerviges Klicken von sich, als er auf dem Nachttisch neben meinem Kopf vor sich hineierte. Ich blinzelte und spürte üble Kopfschmerzen aufsteigen, meine Erinnerung an die Verbindungsparty, die am Vorabend stattgefunden hatte, war noch in einen Schleier gehüllt. Die rote Digitalanzeige meines Weckers: 7.54 Uhr.

Warum zum Teufel war ich so früh wach? Auf dem Boden lagen Keystone-Light-Bierdosen und *Maxim*-Zeitschriften. Ich hatte mir den Tag freigenommen. Vielleicht würde ich mir den Rest der Woche auch noch freinehmen, um mich vollständig zu erholen. Im Apartment war es totenstill, meine Mitbewohner schliefen tief und fest. In meinem Schädel wummerte noch dröhnende Rapmusik. Wir hatten nach der Party noch einige Jungs zu einer nächtlichen Session eingeladen: Wir tranken Alkohol, spielten »Halo« auf der Xbox und sprachen über die heißen Mädchen, die wir am Abend zuvor kennengelernt hatten.

Ich war ein typischer Erstsemestler an der University of Houston und gerade dabei, mich auszuprobieren. Meistens bedeutete das: Partys, Saufen, mit meiner Studentenverbindung um die Häuser ziehen – und hin und

wieder ein bisschen Lernen. Ich war in einer kleinen Stadt namens Katy in Texas aufgewachsen und träumte davon, Aktienhändler an der Wall Street zu werden und für einen großen Finanzdienstleister wie Goldman Sachs zu arbeiten oder Anwalt zu werden, so wie viele meiner Kumpels. Alle meine Freunde hatten sich ihr Leben bereits von Anfang bis Ende zurechtgelegt – als ob sie sich an ein festes Regelwerk hielten, das sie nur noch abspielen mussten. Bei mir war es nicht anders, bis eine unerwartete Wende eintrat. An jenem Morgen.

Am Anfang verstand ich nur Bahnhof. Ich war zu jung und hatte einen begrenzten Horizont. Ich wusste nicht einmal, wofür der World Trade Center stand. Ich wusste nichts über Muslime, den Nahen Osten oder warum Islamisten, von denen ich noch nie zuvor etwas gehört hatte, uns dermaßen hassten.

Vor dem 11. September dachte ich, dass mein Leben überwiegend geradlinig verlaufen würde.

Nach dem Einsturz des zweiten Turms rief mich meine Mutter panisch an.

Ich sagte ihr, dass sie sich keine Sorgen machen solle. Ich war schließlich nicht einmal ansatzweise in der Nähe von New York.

Einige Tage nach den Angriffen fing ich an, das Geschehene zu verarbeiten. Der Anschlag schien mich aufgeweckt zu haben, mich aus einem Traum zu reißen. Die Welt, in der ich lebte, schien plötzlich erschreckend oberflächlich zu sein, mein Lebensweg zu sicher und bequem. Mein Leben bestand aus meinem College-Apartment, Verbindungsparrys, Alkohol, Drogen, Mädchen. Jede Nacht spielte sich dasselbe Szenario ab, das mir nun wie eine kaputte Schallplatte vorkam, die bedeutungslos vor sich hinleierte.

Mir entging etwas. So kann man die Erkenntnis wohl am besten formulieren. Viele Menschen kamen in jenen Monaten zu derselben Schlussfolgerung.

Die Verwirrung, die die Ereignisse in mir verursacht hatten, brachte mich in die Universitätsbibliothek, in eine Lesekabine im obersten Stockwerk,

wo ich ungestört war und Berge von Büchern über Terrorismus, Islam und die al-Qaida verschlang. Geschichten über diese kleinen Terrorgruppen, die sich überall auf der Welt bildeten und darauf aus waren, Amerikaner zu töten.

Die Geschichten über den Terrorismus zogen mich in ihren Bann und ließen mich nicht los: Der Bombenanschlag auf die USS *Cole* in einem jemenitischen Hafen im Oktober 2000, bei dem siebzehn amerikanische Matrosen ums Leben gekommen waren; die Autobomben vor den US-Botschaften in Tansania und Kenia im August 1998, bei denen über zweihundert unschuldige Menschen getötet worden waren. Ich hatte keine Lust mehr, mit meinen Freunden abzuhängen und mich im Verbindungshaus zu betrinken. Ich dachte mir Ausreden aus, um nicht feiern zu müssen, und es war mir schon fast etwas peinlich, stattdessen zu meiner Lesekabine zurückzukehren, in der es nach staubigen alten Büchern roch. Etwas sagte in mir, als würde mir ein Unbekannter an die Schulter tippen. Sobald ich ein Buch ausgelesen hatte, fing ich mit dem nächsten an.

So vergingen Wochen. Bald schon begann ich, alles über die Nachrichtendienste zu lesen: was sie taten, welche von ihnen dafür zuständig waren, Terroristen aufzuspüren. Ich las über den ersten Drohnenschlag, den die CIA in jenem November in Afghanistan durchgeführt hatte. Mich faszinierte das Office of Strategic Services – die Gruppe, die im Zweiten Weltkrieg vom berühmten Wild Bill Donovan geleitet wurde, und aus der sich später die CIA entwickelte. Ich verbrachte Wochen hinter Stapeln von Büchern. Eines Abends wurde ich sogar in der Bibliothek eingeschlossen. Mich berührten die Opfer, die die Soldaten der Army erbracht hatten, und die frühen Nachrichtendienste, die Verschwörungen gegen die USA aufdeckten und vereitelten. Mir ging ein Licht auf, und ich wusste, was ich zu tun hatte.

Es geschah schnell. Ende November stand ich vor dem Army-Anwerber in einer nahegelegenen Shopping Mall und erklärte ihm, dass ich mich verpflichten wollte. Ich wollte zum Militärnachrichtendienst. Ich sagte

ihm, dass sich das College und das Leben, zu dem es mich führte, bedeutungslos anfühlte. Jeder an der Universität tat dasselbe, strebte nach demselben Abschluss und demselben langweiligen Leben. Der Angriff vom 11. September hatte mir die Augen geöffnet, und zum ersten Mal sah ich, wie klein mein Leben gewesen war. Ich wollte etwas, das größer als ich selbst war. Etwas, das außerhalb von Texas lag. Ich wollte meinem Land dienen, und ich wollte in der Welt der Nachrichtendienste sein. Das sprudelte alles aus mir heraus, als hätte ich es jahrelang unterdrückt. »Ich will in den Krieg ziehen«, sagte ich.

»Ich verstehe nicht, warum du das machst«, sagte meine Mutter verärgert, als ich in ihr Haus kam. Es war Mitte 2002, und es waren Monate vergangen, seit ich mich im Büro des Anwerbers gemeldet hatte. Zuerst wusste ich nicht, was sie meinte und wollte nachhaken. Aber sie schnitt mir das Wort ab.

»Ein Army-Anwerber war hier und hat nach dir gefragt«, sagte sie. Ich konnte an ihrem Gesichtsausdruck erkennen, dass ihr alle möglichen Sorgen und Ängste durch den Kopf schwirrten. Der Anwerber hatte ihr erzählt, dass ich mich zum Militär gemeldet hatte, dass ich zur Army ging. »Stimmt das?«, fragte sie.

Ich nickte. »Mach dir keine Sorgen«, erzählte ich ihr, als sie anfang zu weinen.

Es tat mir weh, ihr Kummer zu bereiten. Ich versuchte, ihr zu erklären, dass die Leute im Nachrichtendienst der Army niemals an die Front gingen. Dass es völlig ausgeschlossen war, dass ich jemals am Kampfgeschehen teilnehmen würde. Aber nichts schien Sinn zu ergeben. Als ihr die Tränen übers Gesicht liefen, schüttelte sie nur ihren Kopf, als ob es nichts anderes zu tun gebe, als nach dem »Warum« zu fragen. Warum sollte sich jemand, der nie ein Wort über das Militär verloren hatte, plötzlich verpflichten – und ihr nicht einmal davon erzählen?

Wir standen uns nahe. Meine Mutter war alleinerziehend, und wir lebten in Katy, Texas, einer Kleinstadt nicht weit von Houston. Kaum ei-

ner schaffte von hier den Absprung, und es gab nur zwei Dinge, von denen die Leute besessen zu sein schienen: Schusswaffen und Football. Der ganze Stolz der Stadt war das Footballteam der Katy High School, das fast in jedem Jahr, in dem ich dort lebte, die Landesmeisterschaften gewann. Die Tigers. Unser Stadion war beinahe so groß wie das einiger Profimannschaften.

Meine Eltern trennten sich, als ich drei Jahre alt war. Keine Ahnung, wohin es meinen Vater verschlagen hat. Er rief hin und wieder an, verschwand dann aber jahrelang. Er sprach fünf Sprachen und reiste ständig durch die Welt, und ich dachte lange, dass er ein Geheimagent war. Vielleicht hoffte ein Teil von mir, dass er kein egoistischer Vater war, sondern mehr wie die Ehemänner in den anderen Familien, die mich umgaben. *Vielleicht war sein unstetes Leben etwas, das auch tief in mir steckte.*

Wir lebten in einem Bungalow in einem kleinen Vorort von Katy. Mom war stolz, dass wir den kleinen Apartments entwachsen waren, in denen wir noch wohnten, als sie ständig von Job zu Job wechselte. Der Garten kam mir vor wie ein Footballfeld, und im Vorgarten stand ein einzelner Baum, etwa 1,80 Meter hoch, der an dem Tag gepflanzt wurde, an dem wir einzogen. Dieser Baum wuchs in all den Jahren, in denen ich dort lebte, kein Stück, als würde er dahinsiechen und um etwas Wasser beteln.

Meine Mom war schlank und sportlich und hatte stets kurzes braunes Haar. Sie arbeitete als Programmiererin für große Ölkonzerne und nebenher als Freiberuflerin. Ich bin mir sicher, dass ich damals nicht zu schätzen wusste, was sie alles tat – ihre ständige Arbeit distanzierte uns –, aber ich bewundere sie heute. Sie redete immer darüber, wie wichtig es ist, anderen mit Respekt zu begegnen, einen starken Charakter zu haben und ein Gentleman zu sein. Vor allem Letzteres war für sie besonders wichtig. Sie brachte mich dazu, Bücher darüber zu lesen und schenkte mit Gutscheine für Benimmkurse für die Zeit, wenn ich ein Mädchen kennenlernen würde. Der Haken war nur, dass sie die Mädchen, die ich nach Hause brachte, nicht leiden konnte. Keine von ihnen schien ihre

Ansprüche zu erfüllen. Deshalb hörte ich irgendwann damit auf, sie nach Hause zu bringen.

Im Alter von fünfzehn Jahren fing ich an, Regale in einem Modegeschäft aufzufüllen, weil meine Mutter nach einem Autounfall arbeitsunfähig war und wir das Geld brauchten. Das Gute daran war, dass ich meinen Führerschein bekam. So konnte ich ein Jahr vor meinen Klassenkameraden über die Main Street von Katy cruisen und nach Mädchen Ausschau halten.

Damals musste meine Mutter auch die Vaterrolle übernehmen, und sie konnte sehr streng sein, auch wenn es wehtat. Einmal erwischte sie mich in der neunten Klasse dabei, wie ich bei einem Nachbarn Bier trank und Zigaretten rauchte, und zückte den Gürtel. Das war die Art von Disziplin, mit der sie damals auf einer Farm vor den Toren von Buffalo, New York, aufgewachsen war. »Es tut mir leid«, wiederholte ich, aber meine Worte blieben ohne Wirkung. An jenem Abend sah ich, wie sie im Bad weinte.

An dem Tag, an dem ich ihr sagte, dass ich das College abbrechen und zur Army gehen würde, weinte sie gefühlt stundenlang. Aber sie versuchte nie, es mir auszureden. Nicht an jenem Tag und auch nicht in den folgenden Tagen, auch als all ihre Freundinnen ihr sagten, dass sie mich nicht allen Ernstes in den Krieg ziehen lassen durfte. Der Rest der Familie sagte ihr, dass sie eine Rabenmutter war und dass man es doch dem geistig minderbemittelten Bodensatz des Landes überlassen solle, ihr Leben aufs Spiel zu setzen.

Meine Mutter war nicht die Einzige, die mich nicht verstand. Auch meine Freunde wussten nicht, was sie von meiner Entscheidung halten sollten. Einer sagte sogar, dass ich zu klug sei. »Die Army ist für Leute, die nichts Besseres finden, die sonst keine richtigen Jobs bekommen können.« Meine anderen Freunde wurden zwar nie unverschämt, aber ich wusste, dass sie auf mich heruntersahen, weil ich das College abbrach und zum Militär ging. Ich machte ihnen keinen Vorwurf – aber es war mir auch egal.